ERSTER TEIL

Sohn – Was für ein Jahrgang war dein Vater?

Vater – 82.

Sohn - Wie dein Enkel Jakob. Der ist auch ein 82-er Jahrgang. Der ist also genau 100 Jahre nach dem Opapa geboren.

Vater – Aha.

Sohn – Und deine Mutter war was für ein Jahrgang?

Vater – Auch 82.

Sohn – Die sind im selben Jahr geboren?

Vater – Im selben Jahr, im selben Monat. Dezember.

Sohn – Wie haben die sich kennengelernt?

Vater – Die Mutter hat in dem Haus, das ihr und ihren Brüdern Josef und Franz gehörte, ein Untermietzimmer gehabt. Da wohnte der Vater. Und aus dieser Bekanntschaft ist die Liebe geworden. Und die haben dann geheiratet.

Sohn – Das heißt, der Grund und das Haus kommen eigentlich aus der Familie deiner Mutter.

Vater – Ja.

Sohn – Wem das ursprünglich gehört hat, weiß man nicht?

Vater – Nein.

Sohn – Hedi weiß das auch nicht.

Vater – Nein.

Sohn – Was war dein Vater für ein Mensch? Wie hast du ihn wahrgenommen? War er ein strenger Vater?

Vater – Der Vater war ein pflichtbewusster Angestellter in der Firma Maggi. Und ich habe ihn nur als den kennengelernt, der für sich und auch von den Kindern erwartet hat, dass sie einen Lebensweg beschreiten, der ihnen Unterhalt bietet für sich selber und eine eventuelle Familie. Es war bei uns damals das oberste Gebot, dass der Vater die Familie zu ernähren hat. Es war der Gedanke, der feministische, dass die Frau auch verdienen muss, völlig abwegig. Der Vater hat für die Familie, für die Kinder zu sorgen.

Sohn – War dein Vater religiös?

Vater – Nein.

Sohn – Überhaupt nicht?

Vater – Nein.

Sohn – Und deine Mutter schon.

Vater – Sehr!

Sohn – Aha. Wie hat sich das vertragen?

Vater – Tja, indem die Mutter immer kritisiert hat, dass er nicht in die Kirche geht, der Vater. Das war ihr ein sehr wichtiges Anliegen.

Sohn – Hast du auch in die Kirche gehen müssen?

Vater – Ich hab müssen, ja.

Sohn – Bis wann? Oder wann hast du dich dagegen aufgelehnt?

Vater – Bis ich im Berufsleben war. Denn ich habe ja nach der Handelsschule eine Anstellung gefunden, als Praktikant, bei einer Gemüsefirma. Da war ich angestellt bis zum Einrücken in den Reichsarbeitsdienst im Jahre 1939.

Sohn – Und da hast du aufgehört, in die Kirche zu gehen.

Vater – Wahrscheinlich, wie ich dem Diktat der Mutter entgleiten konnte, ich meine, hinsichtlich der kirchlichen oder religiösen Belange.

Sohn – Aber du hast hier im Feldweg gewohnt, oder hattest du eine andere Wohnung?

Vater – Ich habe hier bei den Eltern gewohnt.

Sohn – Bis wann eigentlich? Wie alt warst du, wie du ausgezogen bist?

Vater – Ich bin 39 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen worden. Und als ich den absolviert hatte, kam ich zum Militär 1940, und in den Krieg, und bin 1945 heimgekommen. Und „heim“ war für mich Feldweg 11.

Sohn – Hat da die Mutter noch gelebt?

Vater – Die Mutter ist 1942 gestorben.

Sohn – Warst du da grad im Krieg?

Vater – Da bin ich gerade verlegt worden von der Murmansk-Front nach Grafenwöhr in Deutschland, weil da ist die Division aufgefrischt worden.

Sohn – Kannst du dich noch erinnern, wie du die Todesnachricht bekommen hast?

Vater – Ja, die hab ich bekommen in Form eines Telegramms, das der damalige Spieß irgendwie negiert hat. Ich konnte nicht einmal sofort fahren. Weil, es hat gelautet, Mutter liegt im Sterben, aber er hat mir erst freigegeben zur Heimfahrt, dass ich erst heimkam, als das Begräbnis grad vorbei war.

Sohn – Was ist eigentlich das am weitesten zurückliegende Ereignis, an das du dich erinnern kannst?

Vater – Da war ich ungefähr vier Jahre. Da saß ich in einem Stühlchen mit einem Pult und hinten mit einem Loch, wo man den Topf hineinschieben konnte. Und auf diesem Stühlchen hab ich gebastelt und so, und da habe ich in Erinnerung, wie die Hebamme kam, weil die Mutter im Jahre 23 meine Schwester entbunden hat.

Sohn – Hier im Haus?

Vater – Im Haus.

Sohn – Bist du auch eine Hausgeburt?

Vater – Ich glaub schon.

Sohn – Du kannst dich also an die Geburt deiner Schwester erinnern.

Vater – An die kann ich mich erinnern.

Sohn – Und? Wie war das dann, eine Schwester zu haben?

Vater – Es war halt eine Schwester da. Ich war ja klein. Ein Vierjähriger fangt mit einer Neugeborenen ja nichts an.

Sohn – Hat sich was in deiner Beziehung zur Mutter geändert?

Vater – Nein.

Sohn – Und dein Vater ist arbeiten gegangen. Von Montag bis Samstag, oder wie?

Vater – Der Vater hat arbeiten gehen müssen. Er war Angestellter bei der Firma Maggi. Er war dort Lohnbuchhalter.

Sohn – Hatte er das gelernt?

Vater – Er wurde angelernt.

Sohn – Er hat ja mehrere Instrumente gespielt, oder?

Vater – Geige, Gitarre, Klarinette.

Sohn – Hat er sich das alles selber beigebracht?

Vater – Ja. Er war Autodidakt.

Sohn – Jetzt weiß ich, dass es vom Opapa einige Anekdoten gibt. Fällt dir eine ein?

Vater – Nur was er selber erzählt hat. Er war sehr witzig und er hat die Eigenschaft gehabt, wenn ihm ein Missgeschick widerfahren ist, hat er das erzählt und sich selber zur Hauptfigur des Missgeschicks gemacht. Er hat nie einen Helden gespielt oder etwas erzählt, wo er eine besondere Funktion gehabt hätte, sondern er war eher, wenn er sowas erzählt hat, derjenige, über den man gelacht hat.

Sohn – Er hat sich selbst zur Witzfigur gemacht?

Vater – Ja.

Sohn – Na gibt es da eine Geschichte, die dir einfällt?

Vater – Fällt mir jetzt keine ein.

Sohn – Und kannst du dich noch an deinen ersten Schultag erinnern?

Vater – Nein. Ich bin in Rieden-Vorkloster, das Schulgebäude steht heute noch, in die Schule gegangen. Ich kann mich noch an den ersten Lehrer, und an den zweiten und dritten, erinnern. Und als ich in der fünften Klasse war, bin ich dann mit dem Gedanken, dass ich vielleicht einmal Lehrer werden könnte, ins Gymnasium geschickt worden.

Sohn – Wer hatte diese Idee mit dem Lehrer? War das deine Idee?

Vater – Ich weiß nicht. Das hat sich vielleicht so herumgesprochen, im Laufe der Zeit, dass ich Lehrer werden könnte.

Sohn – Und dann kamst du in die Mehrerau?

Vater – Nein. Ich war im Gymnasium in der Stadt, in der Kirchstraße. Das war nicht die Mehrerau, das war das städtische Gymnasium. Und da bin ich in der dritten Klasse mangels, nicht nur mangels Fleiß, auch mangels Interesse an Mathematik und Latein geflogen.

Sohn – Mitten im Schuljahr?

Vater – Nein, am Ende des Schuljahrs, mit zwei Nichtgenügend.

Sohn – Oje, und was war dann?

Vater – Und dann hat mein Vater wollen, dass ich arbeiten gehe.

Sohn – Wie alt warst du da?

Vater – 14 Jahre. Und die Frau Sauerwein, die Freundin meiner Mutter, die immerhin eine große Rolle bei uns gespielt hat, die hat die Anregung gegeben, mich in die Handelsschule in die Mehrerau zu schicken. Und die Handelsschule habe ich dann glücklich bestanden.

Sohn – Wie alt warst du, wie du fertig warst mit der Handelsschule?

Vater – Die Handelsschule hat zwei Jahre gedauert. Also war ich 16. Und da hab ich dann das Glück gehabt, eine Stelle zu kriegen als Praktikant, das wurde man automatisch, wenn man die Handelsschule absolviert hat, in einer Gemüsegroßhandlung. Da war ich ein Jahr lang im Büro. Und dann war ich im Außendienst als Fahrverkäufer.

Sohn – An Privatkunden?

Vater – An Geschäfte, an Wiederverkäufer.

Sohn – Bist du da allein unterwegs gewesen?

Vater – Da war ich zunächst Mitfahrer und dann, als ich den Führerschein machen konnte, bin ich selbst gefahren.

Sohn – Den hast du mit 18 gemacht, den Führerschein.

Vater – Ja.

Sohn – Gab es damals eine Fahrschule?

Vater – Ich bin nicht in eine Fahrschule gegangen. Ich habe den Nachweis erbringen müssen, dass ich, ich weiß nicht, 1000 Kilometer oder wie viel das war, unter Aufsicht eines befähigten Menschen, der nachweisen konnte, dass er unfallfrei gefahren ist, bei dem habe ich gelernt, und dann bin ich zur Prüfung zugelassen worden.

Sohn – Hat es da auch eine theoretische Prüfung gegeben?

Vater – Theoretisch und praktisch, ja.

Sohn – Hast du das aus Büchern gelernt?

Vater – Das weiß ich nicht mehr.

Sohn – Aber Fahrschulen, wie es sie heute gibt, gab es damals nicht, oder?

Vater – Das hat es vielleicht gegeben, aber ich hab keine gemacht.

Sohn – Bei wem hast du es dann gelernt, das Autofahren?

Vater – Beim Kob Franz, beim Schneider Ernst, Solderer Hermann, also bei den Kollegen, bei denen ich mitgefahren bin, als Fahrverkäufer, so habe ich das gelernt. Und da bin ich dann, als ich den Führerschein hatte, allein im Auto, das voll beladen war, losgezogen zur Kundschaft.

Sohn – Und das war Kundschaft in Bregenz?

Vater – In ganz Vorarlberg. Das ist aber nicht das Wesentliche. Sondern das Wesentliche ist, dass man eine Arbeit verrichten musste, die heute als Sklavendienst gewertet würde. Ich meine, in der Früh aufstehen um fünf Uhr, sich hinauf in die Zentrale begeben, das war die Maurachgasse, das ist immerhin eine ziemliche Strecke vom Feldweg entfernt.

Sohn – Bist du da zu Fuß gegangen? Oder mit dem Rad gefahren?

Vater – Ich hab kein Rad gehabt, noch. Ich weiß nicht, wahrscheinlich bin ich zu Fuß gegangen. Dann bin ich, nachdem ich das Jahr im Büro hinter mir hatte und in den praktischen Dienst kam, zum, als Beispiel nur, Waggonausladen herangezogen worden, wenn die Firma Zwetschken bekam aus Bosnien. So eine Steige hat ungefähr 25 bis 27 Kilo gewogen, die hat man aus den Waggons ausgeladen aufs Lastauto, in Kettenarbeitsform, einer zum andern, dann hat man müssen mit dieser Ware in den Keller fahren, das war ein tunnelartiges Gewölbe, da hat man wieder abladen müssen, auf die Waage setzen, das Gewicht anschreiben, wieder aufladen auf den LKW, mit dem man wegfuhr zum Verkauf und, wie gesagt, die körperliche Arbeit war damals etwas Unerlässliches, weil sonst hätte man gar nicht bei der Firma sein können. Zwiebelsäcke haben damals noch 50 Kilo gewogen. Da hab ich an einem Samstag müssen nach Schruns fahren, mit zehn oder zwölf Säcken auf dem, damals wars ein Zwölfer Steyr als ein umgebauter Kleinlastwagen, und hab die zwölf Säcke hinunter in den Keller tragen müssen. Man kann sich vorstellen, was das war. Tja.

Sohn – Aber gesundheitliche Schäden hast du nicht davongetragen, oder?

Vater – Meines Wissens keine gesundheitlichen Schäden davongetragen.

Sohn – Und wie war das mit dem Reichsarbeitsdienst?

Vater – Da bin ich eingezogen worden, bin nach Hohenems gekommen, ins Reichsarbeitsdienstlager, und nach einem halben Jahr bin ich zum Ernteeinsatz abkommandiert worden. Das war Ernteeinsatz bei einem Großbauern, also, nach Führers Wille musste die Landwirtschaft unterstützt werden, und da habe ich ein halbes Jahr bei dem Bauern gearbeitet, mähen gelernt, heuen.

Sohn – Das war in Hohenems?

Vater – Nein. Das war nach drei Monaten Lager, dem Arbeitsdienst, der Zivildienst des Arbeitsdienstes. Erntehilfe hats geheißen.

Sohn – Und das hat jeder männliche Staatsbürger machen müssen?

Vater – Nein, das hat nicht jeder gemacht, ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, keine Ahnung.

Sohn – Und gewohnt hast du beim Bauern?

Vater – Dort hab ich beim Bauern gewohnt, ja.

Sohn – Und wo war das jetzt, dieser Bauer?

Vater – In Thiersee.

Sohn – Ach so, das war in Thiersee!

Vater – Bei Kufstein.

Sohn – In Tirol.

Vater – Und dann bin ich nach Hause gekommen, wieder, hab eine Anstellung bekommen bei der Heeresstandortverwaltung in Bludenz, als Zivilangestellter, da waren ja Soldaten auch, und von dort aus bin ich eingerückt zum Militär nach Hall in Tirol.

Sohn – Und da hast du eine militärische Grundausbildung gemacht, nehme ich an.

Vater – Ja. Schießen, den Drill mitmachen.

Sohn – Und war dir das sehr unangenehm oder hast du es tapfer ertragen?

Vater – Wenn jemand das als angenehm empfunden hat, dann war er ein 100-prozentiger Bejaher des Regimes und der Militärpflicht. Das ist klar, dass ich das nicht war.

Sohn – Was hat dich dazu bewogen, ein kritischer Geist zu sein?

Vater – Das hat man in sich. Ich habe in mir schon die negative Einstellung gehabt zum Soldatentum, zum Krieg.

Sohn – Hat das dein Vater auch gehabt?

Vater – Der Vater speziell, weil der Vater war Sozialist, nein, Sozialdemokrat.

Sohn – Und habt ihr darüber geredet? Hast du mit den Eltern darüber geredet, über Hitler und das alles?

Vater – Die Mutter war fromm und als solche war sie Anhängerin des Dollfuß-Regimes und hat um den Dollfuß getrauert. Und der Vater war Sozialdemokrat und als solcher Gegner des Nationalsozialismus. Und ich war damals eher positiv eingestellt zum Nationalsozialismus, weil ich geworben wurde von einem Mitschüler, diese Bewerbung hab ich gar nicht richtig mitgekriegt, aber die hat dann gewisse Folgen gehabt, ich bin nämlich, ohne dass es mir bewusst war, Mitglied der Hitlerjugend geworden, und somit illegal NSDAP. Mir hat man im Jahre 38, oder war es 39, das Parteiabzeichen überreicht. Das wurde mir später, wo ich es gebraucht hätte, gar nicht bewusst, ich hab gar nicht dran gedacht. Ich hätte gewisse Vorteile daraus schlagen können.

Sohn – Und ab wann war absehbar, dass es in den Krieg gehen wird?

Vater – Ja, sehr rasch, im Arbeitsdienst. 1939 war doch der Polenfeldzug. Das war ja schon Krieg. Und ich bin 1940 zum Militär gekommen. Und wir sind nach Norwegen gekommen.

Sohn – Ich meinte, war vor dem Polenfeldzug absehbar, dass es zu einem Krieg kommen würde?

Vater – Vor 1938 hat man allgemein schon davon gesprochen, der Hitler führt uns in einen Krieg. Dann ist ja der Anschluss gekommen, er hat schließlich Österreich überfallen, das war ja in allen nicht-nazistischen Familien schon ein militärischer Überfall.

Sohn – Und hat man darüber geredet?

Vater – Ja sicher hat man darüber geredet, aber nur unter vorgehaltener Hand.

Sohn – Aber hast du mit deinen Eltern darüber geredet?

Vater – Nein. Mit den Eltern hab ich am allerwenigsten geredet darüber. Zudem hat man da gar nicht reden müssen, das hat man ja mitgekriegt. 1938 der Einmarsch in Österreich, 1939 der Einmarsch in Polen, 1940 Einmarsch in Norwegen, also das ist sukzessive eine Eroberung nach der anderen gewesen, in Österreich noch ohne Schießen, in Polen wissen wir ohnedies wie, in Norwegen wissen wir auch wie. Und die Folgezeit weiß man auch.

Sohn – Aber ab wann war dir klar, dass du in den Krieg musst.

Vater – 1940. Oder eigentlich 1939 schon. 1940 wars evident. 1939, wie ich beim Arbeitsdienst in Thiersee war, war doch der Einmarsch in Polen, da war schon Krieg, und somit konnten wir jungen Soldaten 1940 in Hall in Tirol nichts anderes erwarten, als dass wir beim nächsten Eroberungsfeldzug dabei sein werden.

Sohn – Und das war für dich Norwegen.

Vater – Für mich wars Norwegen.

Sohn – Und wie ist das vor sich gegangen? Hast du da einen Einrückungsbefehl bekommen oder hat man dir das mündlich gesagt? Wie hast du die Nachricht aufgenommen?

Vater – Da hat man keine Nachricht müssen kriegen, sondern unser Regiment ist von Solbad Hall einfach in den Zug verladen worden …

Sohn – Von einem Moment zum anderen? Ohne Vorwarnung?

Vater – Ohne Vorwarnung.

Sohn – Und hat man euch da gesagt, dass es nach Norwegen geht? Oder hast du das erst im Laufe der Reise mitgekriegt?

Vater – Zuerst sind wir ja bis Berlin gekommen und dann sind wir nach Dänemark gekommen, und da sind wir verschifft worden, und wie das Schiff über den Skagerrak gefahren ist, unter strengsten Bestimmungen, keinen Lärm machen und so weiter, wegen der U-Boote der Engländer, da hast du längst gewusst, dass du im Krieg bist, weil andere, unser Schiff zum Glück nicht, sind ja torpediert worden und sind am Grunde des Skagerrak schon gelandet. Wir sind angekommen in Norwegen und dann hat sich der Krieg dahingezogen.

Sohn – Waren da Kampfhandlungen? Haben die Norweger Widerstand geleistet oder nicht?

Vater – Wahrscheinlich am Anfang schon, denn es waren zerstörte Ortschaften da, Steinkjer zum Beispiel war vollkommen zerstört. Aber da haben wir nichts mehr zu schießen gehabt.

Sohn – Also da gab es schon eine Kapitulation Norwegens.

Vater – Ja.

Sohn – Und was war dann zu tun in Norwegen für euch? Was habt ihr gemacht?

Vater – Diese Einheiten, die da in vorläufiger Ruhestellung waren, sind ja ununterbrochen exerziert worden für Aufgaben des Eroberungskrieges. Man hat ja damals nicht gewusst wohin, aber man hat es ziemlich rasch erfahren, denn man ist ja schließlich in Russland einmarschiert, anschließend an Polen. Wir waren ja an der russisch-norwegischen Grenze bei Murmansk, oder vor Murmansk, da haben wir den Russen schon als Feind betrachtet.

Sohn – Und wie lange hat das gedauert in Norwegen? Wie lange warst du dort?

Vater – Da war ich ein Jahr lang oben an der Murmansk-Front, und dann heim zur Auffrischung der Division nach Grafenwöhr, da ist ja inzwischen meine Mutter gestorben im 42-er Jahr, und dann ist die Division in Lillehammer und umliegenden Ortschaften in Hochgebirgsübungen für kommende Geländegänge geschult worden. Aber ich hab ein Glück gehabt. Ich bin zum Divisionsverpflegungsamt versetzt worden.

Sohn – Divisionsverpflegungsamt.

Vater – Ja.

Sohn – Und was hast du da gemacht?

Vater – Schreibstube. Gerechnet.

Sohn – Aufgrund deiner Ausbildung?

Vater – Aufgrund glücklicher Zufälle. Ich habe meinen späteren Freund Bosch, den Heli kennengelernt, der hat mich gefragt: *Hättest du Interesse an einer Schreibstubenarbeit?* Weil er ist, wahrscheinlich weil er Doktor war, zuerst auserkoren worden, und ich hab gesagt: *Ja*. Und am dritten Tag, da waren wir zu zweit beim Oberzahlmeister Egger, und da ist der Blachfellner dazugekommen, da waren wir dann drei unterschiedliche und doch ganz gleichartig eingestellte Soldaten im Divisionsverpflegungsamt. Wir waren für die 3. Division zuständig. Der Blachfellner war mit Rechnungsführung, ich mit Anforderung und Verteilung von Verpflegung und der Bosch, der zuerst hingekommen ist, der war mit der Divisionsmarketenderei, dem Nachschub aus Frankreich und dergleichen befasst. Und von Steinkjer sind wir nach Narvik überstellt worden. Da war auch fast ein halbes Jahr Arbeit in der Schreibstube für uns drei, die anderen haben manuelle Arbeit geleistet in der Form, Verpflegungsnachschub auszuladen und zu verteilen an die Einheiten.

Sohn – Habt ihr drei auch über den Hitler geredet?

Vater – Nein. Da hat interessanterweise gar nicht mehr geredet werden müssen übern Hitler, weil das hat man nicht sagen können und nicht denken dürfen, laut, wenn es dieses Schwein nur zerreißen würde.

Sohn – Aber das hast du dir gedacht.

Vater – Das haben wir drei uns gedacht.

Sohn – Und habt ihr irgendwas gemacht, um das Ganze zu boykottieren?

Vater – Nein. Da hast nichts machen können. Was hättest da machen sollen?

Sohn – Na vielleicht im Kleinen, Verborgenen.

Vater – Nein. Wenn das im Kleinen, auch im Verborgenen gewesen wäre, wärst aufgeflogen, wärst sofort vors Kriegsgericht gestellt worden. Der Widerstand, auch im Kleinsten, war völlig sinnlos, weil da war hundertprozentiger Gehorsam geboten und alles andere war tödlich.

Sohn – Du hast gesagt, ihr wart zur Auffrischung in Grafenwöhr. Was genau bedeutet Auffrischung?

Vater – Die Auffrischung hat sich so vollzogen: Die Divisionsteile, die verbraucht waren, das heißt, die schon unter der Erde waren, die haben müssen ersetzt werden. Und geschult werden.

Sohn – Hast du auch kämpfen müssen?

Vater – Nein. Ich habe nur indirekte Gefahren erlebt, zweimal im Truppentransportschiff übern Skagerrak, das war sehr gefährlich, und die anderen Kriegsgefahren, die hab ich schon mitgemacht, Beschuss von oben durch Flieger, und später dann, 1942, sind wir nach Russland gekommen, vor Leningrad sind wir in Zelten stationiert gewesen. Von den Gefahren, denen die kämpfende Truppe ausgesetzt war, hab ich nichts mitgemacht. Aber wir sind zum Beispiel durch eine Nachtbombe aus der Schlafstatt hochgehoben worden, denn die Bombe ging ungefähr fünf Meter neben dem Zelt, wo wir ungefähr 10-15 Leute waren, nieder. In Kikerino war das, vor Leningrad. Und dann gings weiter nach Nowosokolniki, das war vor Mohylew.

Sohn – Da wart du auch mit der Schreibstubenarbeit beschäftigt?

Vater – Ja.

Sohn – Den ganzen Krieg hindurch?

Vater – Ja. Ich hab Glück gehabt, ich war an einer schon als unentbehrlich gegoltenen Position, weil es musste ja die Sache schriftlich festgehalten werden, was verbraucht, was Nachschub gefordert war und so weiter. Es geht ja nichts ohne eine Art Buchhaltung, das gilt sowohl für die Entlohnung der Soldaten als auch für den Fressbedarf und auch für den Bedarf an Marketenderwaren, da sind dann schon die angenehmeren Artikel daruntergefallen, zum Beispiel aus Frankreich Wein, Cognac und so weiter, alles, was halt dem Offiziersstand zugutegekommen ist.

Sohn – Wo warst du insgesamt im Laufe des Krieges?

Vater – An der Murmansk-Front, in Grafenwöhr, in Norwegen, dann Estland, Leningrad, dann in den Süden bis nach Woroschilowsk, das war ungefähr 30 Kilometer von Stalingrad entfernt, aber von dort haben wir Gott sei Dank den Rückzugsbefehl bekommen, das ist auf Spitz und Knopf gestanden, dass wir auch nach Stalingrad kommen. Von Woroschilowsk sind wir bis in die Karpaten zu Fuß rückmarschiert.

Sohn – Wie lange wart ihr da unterwegs?

Vater – Viele Tage, Tag und Nacht, unter Beschuss, ich hab den russischen Panzer ungefähr 30 Meter vor mir gesehen, links von mir war der Blachfellner, da haben wir uns voneinander verabschiedet, da haben wir die Russen schon *Hurra* schreien hören, auf einmal hats einen Kracher getan, hat der Panzer vom General einen Volltreffer gelandet in den uns angreifenden Panzer. Dadurch waren wir gerettet. Wir konnten weitermarschieren. Und dann, an der rumänischen Grenze, hat mich eine Krankheit erwischt, die ich halt durch Zufall überlebt hab, Flecktyphus.

Sohn – Wie hast du dich angesteckt?

Vater – Angeblich sind die Läuse die Übertragungsquelle gewesen.

Sohn – Und wie lange hast du darunter gelitten?

Vater – Ja mein Gott, ungefähr 14 Tage in einem Lazarett in Rumänien und dann, ich glaub bis zum Kriegsende, in diversen Einsätzen der Nachschubindustrie, Geräte reparieren und so weiter, in Teplitz, in der damals besetzten Tschechoslowakei.

Sohn – Heimgeschickt haben sie dich nicht.

Vater – Die haben mich heimgeschickt, natürlich, indem ich heimgefahren bin. Ich hab gesagt, ich bin Bauernhilfskraft, hab als Adresse meinen Bauern in Thiersee angegeben und bin dann schließlich in Thiersee gelandet.

Sohn – Da warst du nach dem Krieg noch einmal in Thiersee?

Vater – Ja.

Sohn – Warst du da allein unterwegs?

Vater – Nein. Ich kam dann zur Genesenenbatterie nach Villach, und von Villach kam ich nach Oberkrain, in die Gegend von Feld am See, da war das ehemalige königliche Schloss, und da zu einer Einheit, die auf Einsatz gewartet hat, da hat man schon gewusst, dass alles vergeblich ist, aber unser Batteriechef, der hat noch an einem Tag, da sind die Geschwader über uns drüber geflogen, die Amerikaner vom Süden Richtung München und Richtung Deutschland, da hat man das eigene Wort nicht verstanden, so einen Lärm haben die gemacht, da hat der Batteriechef noch gesagt: *Wer an unserem Sieg zweifelt, der gehört erschossen*. Und von dort bin ich dann zu Fuß übers Tappenkar bis nach Kufstein und Thiersee.

ZWEITER TEIL

Vater – Ich wäre dafür, ein paar Daten zu wiederholen, stichwortartig. Ich bin geboren 1919, im April, am 16., im Hause Feldweg 11, damals hat das Haus noch die Nummer Reuthe 149 getragen. Ich bin in die Schule gekommen wie geplant, bin nach der fünften Klasse Volksschule ins Gymnasium übergewechselt, nach drei Jahren Gymnasium in die Handelsschule Mehrerau, bin 1935 zum Gemüsegroßhandel (Firmenname unverständlich) & Co gekommen, war von dem

Tag an, als ich den Führerschein besaß, Fahrverkäufer und habe gesetzesgemäß zum Reichsarbeitsdienst einrücken müssen im Jahre 1939, habe diesen ein halbes Jahr in Hohenems im RAD-Lager verbracht, den restlichen Teil als Ernteeinsatzhilfe, bestellt von Arbeitsdienst und Militär, nach Thiersee in Tirol zum Hiasnbauer, Pirchmoser mit dem Namen, also Hofnamen Hiasnbauer gekommen, zum Jahresende in der Baufirma Ludwig Rupp als Schreiber gelandet, mit dem Sitz in Bludenz. Als dieser Bau beendet war, bekam ich eine Anstellung als Zivilangestellter bei der Heeresstandortverwaltung in Bludenz. Die ganze Zeit in Bludenz hab ich bei meiner Gota Maria, das ist die Schwester der Mutter, gewohnt und bin dann im April zum Militär eingezogen worden. Also 1940, ab April, Speckbacher-Kaserne in Hall in Tirol, als Kanonier ausgebildet, jedoch nie mit einer Kanone in Verbindung gekommen. Ich bin im Mai als Angehöriger der 3. Division mittels Schiffs übern Skagerrak nach Norwegen, nach Oslo gekommen, von Oslo per Bahn nach Grong im Mittelabschnitt, es waren keine Kämpfe mehr in Norwegen, und nach einem mehrtägigen Fußmarsch weiter südlich in Steinkjer gelandet, die ersten Nächte im Zelt verbracht, erhielt ich die Anregung von meinem späteren Freund Helmut Bosch, mich zu melden für die Schreibstube. Das hab ich getan und war als Schreiber in der 3. Gebirgs-Division beim Divisionsverpflegungsamt, bis ich im Lazarett 1943 landete, beschäftigt. Norwegen hab ich zuerst, wie gesagt, in Steinkjer kennengelernt. Im Jänner ist auch das Divisionsverpflegungsamt nach Narvik versetzt worden. Da hab ich in einer dreitägigen Fahrt durch Schweden erstmals die schwedische Kälte genossen, sämtliche Waggons waren eingefroren, und ich erinnere mich noch an einen Spruch eines Piefkes, der als Heeresjournalist, oder wie das damals geheißen hat, die Reise mitmachte zu einem Stützpunkt, den ich nicht kenne, an einen Spruch, der lautete, als einer die Waggontür oder das Fenster aufmachen wollte: *Besser warmer Mief als kalter Ozon*. In Narvik lernte ich nicht nur meine späteren Lebensfreunde Bosch und Blachfellner näher kennen, sondern auch die Tätigkeit, die ich ab nun auszuüben hatte. Unser Chef war damals der Oberzahlmeister, später Stabszahlmeister Bürgel aus dem Rheinland, und dieser Bürgel war eigentlich für unser Leben sozusagen bestimmend, denn er hat immer versucht, seine Crew zusammenzuhalten, auch aus eigenem Interesse, weil dadurch das Divisionsverpflegungsamt, dem der Nachschub und die Geldauszahlung oblag, funktionierte. Und das zog sich von Narvik weg an die Murmansk-Front, dann die Eismeerstraße herunter nach Kemi und schließlich bis in die Etappe in Grafenwöhr, schon genannt, wo die Division zur Auffrischung war, hab ich schon erklärt, was das bedeutet, also ausgefallene Truppenteile ersetzen und einschulen. Im 42-er Jahr verstarb meine Mutter. Zum Begräbnis kam ich zu spät. Und von Grafenwöhr weg, das ist ja in Süddeutschland, war der Marschbefehl wieder nach Norwegen lautend, und da verbrachte ich etliche Monate in Hamar und in Lillehammer. Von Lillehammer weg gings überraschenderweise eines Tages los per Eisenbahn nach Oslo, von Oslo per Schiff nach Reval. Aber diese Schiffsreisen waren nicht Vergnügungsreisen im sonstigen Sinne, sondern

immer mit der Gefahr der Torpedierung verbunden, sowohl die zwei Fahrten übern Skagerrak als auch die nach Reval. Und von Reval gings an die russische Front vor Leningrad. In Kikerino war der erste Aufenthalt mit der unangenehmen Überraschung eines Bombenangriffs in der Nacht, dann kamen wir nach Süden, nach Nowosokolniki, unweit einer hart umkämpften Stadt, die hieß Welikije Luki.

Sohn – Wo habt ihr russischen Boden betreten?

Vater – In Reval. Reval war die Hauptstadt von Estland, also damals auch schon Russland. Dann gings durch verschiedene Städte, die im Krieg oft genannt wurden, uns glücklicherweise jedoch nie in voller Härte trafen, nach Nikopol im Süden und weiter nach Osten, nach Woroschilowsk. Von Woroschilowsk, das, ich weiß nicht mehr wie viele Kilometer von Stalingrad entfernt war, begann der Rückzug Richtung Westen, Heimat, aber noch nicht im Sinne von „die Heimat wiedersehen“, sondern verfolgt durch die Russen in nächtelangen, tagelangen Märschen. Ich weiß noch, ein Ort, der hieß Michailowka, aber solche Orte gibts in Russland viele, wo wir eines Nachts durch Alarm geweckt wurden, dass die, nicht die Partisanen, also eine mehr irreguläre Kampftruppe in Russland vor dem Ort stünden, da musste ich auch, wie die anderen, bauchtief durch einen Fluss, es war Februar. Bei dieser Flucht ist unser Divisionsintendant in dem Fluss, den wir durchwateten, erschossen worden, aber am Hügel, der uns erwartete, war hoch aufgerichtet auf einem Pferd unser Stabszahlmeister Bürgel, der mir sofort in harschem Ton mein Gewehr abforderte. *Das brauchst du keins mehr*, sagte er. Und da begann ein wochenlanger, ich weiß nicht mehr wie langer Rückmarsch, Tag und Nacht, nach Westen. Angriffe durch Granatwerfer, Beschuss aus den Wäldern, die wir durchqueren mussten, haben wir gut überstanden, die Geschichte mit dem Panzerangriff hab ich schon geschildert, und dann landeten wir in Căuşeni, irgendwo an der Grenze Rumänien-Russland. Ich weiß noch, in diesem Ort ist Post verteilt worden, auch solche Post, die Kameraden gegolten hat, die nicht mehr lebten. Ich hab davon als Erinnerung noch das kleine Steckschach, das immer noch im Besitze unserer Familie ist. Ich hab damals in dem Ort Blut gespendet, ich hab den Empfänger noch in gewisser Erinnerung, er hat gesagt: *Danke schön, ich weiß nicht, ob ich´s überlebe*. Ich weiß auch nicht, wie stark er verwundet war. Nach dieser Blutspende bekam man, so viel ich mich erinnere, eine Schokolade und, ich glaub, ein Viertel Wein. Das hatte die Marketenderei noch in Vorrat. Und mich erreichte aber an diesem Ort, oder an diesem Ort kam er zum Ausbruch, der Flecktyphus. Und ich war nicht mehr, oder kaum mehr gehfähig, als wir nach einer tagelangen Fahrt Bacău erreichten. Ich weiß nicht, wohin der Zug weiterfuhr, aber in Bacău wurde ich ausgeladen und ins Lazarett gebracht. Und da erinnere ich mich an eine Spritze, eine Riesenspritze, die ich in den Hintern bekam, und an einen Aufenthaltsort für Soldaten, nicht Offiziere, Soldaten, denn die wurden immer anders behandelt als die Offiziere, an dessen Türe „Eintritt strengstens verboten“ stand, und aus diesem Raum, in dem etwa 20 ebenso Kranke waren, aber ich wusste nicht, welche

Krankheit ich hatte, wurden jeden Morgen ein oder zwei in den grauen Wolldecken hinausgetragen, weil sie die Nacht nicht überlebt hatten. Ich hab die Tabletten nicht genommen, die hab ich immer hinterm Nachtkasten verschwinden lassen. Ich hab lediglich wegen des enormen Durstes den Tee getrunken, der in einem Mehrlitergefäß auf jedem Nachtkasten beim Bett stand. Ich hab die Nächte hindurch nicht geschlafen, sondern die Phantasien eines jeden mitangehört. Ich hab auch versucht, eine Karte heimzuschreiben, aber ich weiß nicht mehr, ob die angekommen ist. Ich konnte ja kaum mehr schreiben. Das war sicher wirres Zeug. Und nach circa 14 Tagen wurden wir verladen. An dem Verladetag hab ich zum ersten Mal erfahren, was mir gefehlt hat, also an was ich erkrankt war. Es war Flecktyphus, oder Fleckfieber. Fleckfieber war ja für die reiferen Jahrgänge, also die schon 30 und aufwärts waren, fast ausnahmslos tödlich, die jüngeren Leute haben die Krankheit überstanden. Und im Eisenbahnwaggon, der auch für uns abgeriegelt war – „Achtung Flecktyphuskranke!“ - gings über Budapest nach Brünn. In Brünn, soweit erinnere ich mich, landete ich in Bohunice, einem Ortsteil von Brünn, in einem Lazarett. In diesem Lazarett hat man keine Rücksicht darauf genommen, dass wir vorher in Tragbaren in den Zug geladen wurden, sondern man hat uns in ein Bad, in eine Dusche gehetzt, man konnte kaum stehen, und auf die Zimmer verteilt. Ich glaube, dass unser Zimmer, in dem ich war, fünf Leute fasste. Und in diesem Lazarett hab ich das Attentat auf den Führer miterlebt und ich ließ mich zu der unvorsichtigen, kam mir gar nicht so vor, Äußerung hinreißen: *Schade, dass es das Schwein nicht erwischt hat*. Da richtete sich ein Piefke in seinem Bett mühsam auf: *Kameraden, ich will sowas nicht wieder gehört haben, sonst mach ich die Anzeige*. Da wurde uns, wir waren sicher ein paar Leute, die nicht führerverliebt waren, bewusst, dass Vorsicht geboten war. Und von diesem Lazarett kam ich in ein anderes, in ein, heute würde man sagen: Reha-Zentrum, also in ein Hotel zum Wiederaufpäppeln. In diesem Hotel mussten wir so sinnlose Arbeiten verrichten, wie elektrische Instrumente reparieren, ich weiß noch gut, dass ich ein Hydrometer zerlegt hab, und hier gabs die Möglichkeit, unter Aufsicht von Schwestern im nahen Fluss zu baden. Als besonders bemerkenswert empfand ich, weil ich ja vorher so beieinander war, dass ich für den Weg vom Bahnhof bis ins Hotel, das waren ungefähr 500 Meter, eine halbe Stunde benötigte, ich hielt mich selber für so herzkrank, dass ich jede größere Anstrengung vermeiden musste, und da erlebte ich das Interessante: Während dieses Bades im Fluss war auch eine Lazarettschwester anwesend, und in ihrer Gegenwart bekam ich einen Steifen. Und dieser Umstand hat mich aber veranlasst, größte Vorsicht walten zu lassen vor Überanstrengungen, denn ich hielt mich für so herzkrank, dass ich solche Anstrengungen nicht überstehen würde. Dann kam ich nach Hause zum Genesenenurlaub, heim in den Feldweg, da war ich, glaub ich, 14 Tage. Aber sowohl mein Vater als auch meine Schwester, obwohl sie froh waren, dass ich da bin, noch heil, haben nie Erzählungen von mir verlangt, wie ich sie jetzt abgebe. Und eines Tages musste ich wieder einrücken, und zwar nach Spittal. Während dieser Fahrt von Bregenz nach Spittal, die furchtbar lange dauerte, lernte ich ein

Mädchen kennen, die später für mein Leben von großer Bedeutung war, das war die Tilde Hagen aus Lustenau. Ein Mädchen, wie ich im Laufe des Gesprächs erfuhr, die beim damaligen Bundesminister Kolb[1] beschäftigt war, bereits Diplomkaufmann war und sich vor ihrem Doktorat befand. Ich landete nicht in Spittal, sondern schließlich in Villach bei der Genesenenbatterie. Hier erlebte ich auch eine Überraschung. Als ich in die Schreibstube kam und mich gemeldet hab nach militärischer Vorschrift, sagte der Stabsgefreite zu mir: *Mit mir kasch ruhig Vorarlbergerisch reda*. Es war der, na, ein berühmter Mann, später, den ich dann wiedergesehen hab, viele Jahre später, nein, er war bei den Vorarlberger – nein, also damals, in der Schreibstube, war er Stabsgefreiter mit drei Sternen, oder – das war die Endstation der Mannschaftsgrade.

Sohn – Was heißt das: Endstation der Mannschaftsgrade?

Vater – Die Mannschaftsgrade gingen bis zum Stabsgefreiten. Also Kanonier, Gefreiter, Obergefreiter, Stabsgefreiter. Dann kamen schon Unteroffizier, Feldwebel, Oberfeldwebel, Stabsfeldwebel, da war auch wieder Stopp. Und dann kamen die Offiziersgrade Leutnant, Oberleutnant, Hauptmann, und so weiter. Vor all diesen Dienstgraden musste man als Obergefreiter, der ich einer war, sich so zackig benehmen wie vor einem General. Also totale Unterordnung, totale Unfreiheit und so weiter. Und von Villach kam ich eines Tages nach Oberkrain. Das ist dort, wo das Königsschloss des früheren Königs von Jugoslawien war.

Sohn – Aber inwiefern war die Tilde Hagen von Bedeutung?

Vater – Das kommt schon. Und das hab ich schon geschildert, von dem Leutnant, der trotz dröhnender Flugzeuge in seiner Mittagsansprache gesagt hat, *wer nicht an den Endsieg glaubt, der ist ein Trottel*, oder so ähnlich, und der sich dann selber erschossen hat. In dieser Kaserne, in Wocheiner Vellach, hab ich Ausbildner spielen müssen für Späteingerückte, und hab auch erstmalig gelernt, mit einer Panzerfaust umzugehen, das war natürlich eine Übungspanzerfaust, und da hatte ich auch einen lebhaften Briefwechsel mit der Tilde Hagen, die an meinem Schicksal lebhaft Anteil nahm und mir zuredete, ich soll unbedingt, wenn ich den Krieg und das alles überstehe, versuchen, eine Matura zu erreichen, und riet mir zur Handelsakademie. Insofern war die Begegnung mit dem Mädchen von großer Bedeutung. Und in Villach hab ich auch eine, eine intensive Bekanntschaft gehabt, der Mann war eingerückt, also ich hab nicht mehr an Herzbeschwerden gedacht aber daran, und das hab ich witzhalber oft erzählt, dass ich gesagt hab, die Frieda, meine Nachbarin und Jugendfreundin, krieg ich immer noch, wenn ich sonst keine mehr krieg, weil ich die Haare verlor, kurzsichtig war und halt ein Kriegsinvalide. Also ich dramatisierte mein eigenes Schicksal auf die Art und Weise irgendwie schon immer mit dem

[1] Dr. Ernst Kolb (1912-1978) war erst ab dem 18. Februar 1948 Minister für Handel und Wiederaufbau in der Regierung von Bundeskanzler Leopold Figl. Während der Nazi-Herrschaft übte er eine kaufmännische Tätigkeit bei einer Molkerei in Sonthofen im Allgäu aus. Gegen Kriegsende wurde er einberufen und kam zu einer Artillerieeinheit (Wikipedia).

Hintergedanken, du musst ja eines Tages eine Frau kriegen. Das war natürlich mehr vital verbunden als emotionell. Ich hab dann nach dem Überqueren, ich glaube, der Drau, wir haben den Loiblpass müssen überqueren, beim Rückmarsch von Wocheiner Vellach, und da sollte die Einheit, die sich da zusammengefunden hat, geschlossen wieder in ein Lager wechseln. Bei dem Marsch circa drei-, vierreihig entlang der Straße lernte ich einen Klagenfurter kennen, der mich aufforderte, *hauen wir ab*, ich war sofort mit dabei. Wir marschierten etwas schneller an den anderen, ich weiß nicht, wie lange der Zug der Soldaten war, vorbei, bis wir vorne landeten, und an der Drau waren Partisanen, die uns nicht freundlich gesinnt waren, die aber damals keine militärische Handlung vollzogen. Dort, an der Drau, nahm mir ein Flintenweib, mit Maschinenpistole bewaffnet und in Partisanenuniform, meine Uhr ab. Die Uhr hatte ich bis dahin gerettet. Ich hab eine Schweizer Uhr gehabt, mit schwarzem Ziffernblatt, eine viereckige Uhr, ich weiß noch den Namen: Sigma. Ich hab sie ihr erst nicht geben wollen und da hat sie nur an ihrer Maschinenpistole herumhantiert und ich hab sie ihr gegeben. Und zusammen mit dem späteren Freud Schugglitsch überquerte ich die Brücke, wir sahen ein Fahrzeug, ein englisches, denn in Kärnten waren die Engländer als Befreiungsmacht, ein Fahrzeug, bei dem wir, ich glaube, ich auf der rechten Seite, aufgesprungen sind und uns an der Tür festgehalten haben. Und so kamen wir viele Kilometer weit. Der Schugglitsch, jetzt ist er gestorben, sein Heimatort war Klagenfurt, dem hab ich auch zu verdanken, dass ich damals schließlich in Klagenfurt gelandet bin. Aber jetzt kommen weitere Stationen, die ich früher vergessen hab.

Sohn – Also Stichwort für morgen wäre?

Vater – Ab Klagenfurt.

DRITTER TEIL

Sohn – Wir haben zweimal geredet. Einmal sind wir bis Thiersee gekommen, nach dem Krieg, und beim zweiten Mal sind wir bis Klagenfurt gekommen. Das war, glaub ich, früher.

Vater – Klagenfurt war früher, ja.

Sohn – Also dann machen wir bei Klagenfurt weiter.

Vater – Ja. Weil in Klagenfurt, da hab ich am Wörthersee ein Ehepaar kennengelernt, der Mann war beinamputiert, und die haben mir ein Seidenhemdchen, wie man sie gehabt hat damals, spendiert, sodass ich halbwegs wie ein Zivilist aussehe, und von dort weg bin ich dann den Marsch angetreten nach Thiersee, das heißt über Afritz und Sankt Michael. In Afritz hab ich versucht, die Frau Huber, mit der ich ein inniges Verhältnis hatte, solang ich in Villach stationiert war, also bevor ich nach Wocheiner Vellach kam, zu sehen. Das gelang mir auch, sie war aber sehr kühl. Ich glaube, das weiß ich nicht mehr genau, entweder hat sie ihren bis dahin verschollenen

Gatten doch wieder erwartet oder was immer. Und so kam ich nach Sankt Michael. Da war links und rechts der Straße ein riesiges Auffanglager für Soldaten, von Engländern bewacht.

Sohn – War da der Krieg schon vorbei?

Vater – Da war der Krieg – ich weiß nicht. Der wievielte war denn damals? Wann hat denn der Krieg offiziell geendet?[2] Mit dem Fall von Berlin. - Dieses Auffanglager durchschritt ich von Süden nach Norden, ohne dass ein Posten sich nach mir umgedreht hätte. Ich gelang dann, ich weiß nicht, wie der letzte Ort geheißen hat, jedenfalls ging es ab zum Tappenkarhaus[3], und da übernachtete ich auch. Dann lief ich etwa drei, vier Stunden übern Schnee, ich erlitt damals Wunden an den Füßen, und ich kam, ich weiß nicht mehr, war es das Großarl- oder Kleinarltal, auf die andere Seite, wo die Eisenbahn von Schwarzach-St. Veit[4] nach Westen ging. Da konnte ich mit einer Lokomotive ein Stück mitfahren und war dann auf einer Seite, ich glaube, es hieß Fieberbrunn. Da war auch wieder ein englisches Auffanglager. Ich musste in die Schreibstube, erklärte dem Kommandanten, dass ich in Thiersee zu Hause sei und auf der Landwirtschaft tätig. Ich möchte bis dahin kommen. Sodann erhielt ich ein kleines Zetterl, da stand „Going to Thiersee" oder so ähnlich. Und wieder in einem Auffanglager, bei dem ein deutscher Wachposten und ein amerikanischer, ein Neger, Wache hielten.

Sohn – Wieso ein deutscher? Der ist ja Kriegsgegner.

Vater – Naja, die Deutschen hatten diese Wachfunktion zum Einfangen der Soldaten. Wie es rechtlich war, weiß ich nicht. Jedenfalls sagte dieser Feldwebel zu mir: *Na komm mal rein, da bist du gut aufgehoben*. Da zeigte ich diesen kleinen Schrieb, den Paarzeilenschrieb dem Neger und der schaute das an und machte einen Wink: „Go!" Und damit war ich wieder auf der Straße.

Sohn – Die Wunden an den Füßen waren vom vielen Gehen?

Vater – Die waren hauptsächlich vom Gehen im Schnee.

Sohn – Was hast du für Schuhe gehabt?

Vater – Bergschuhe. Ich war ja fast wie ein Zivilist, kurze Hose, Socken, Bergschuhe, ein Seidenhemdchen, ein Rucksack mit vielen Habseligkeiten und –

Sohn – Und keine Waffe, nehme ich an.

Vater – Die hab ich schon lang nicht mehr gehabt. Und dann geschah folgendes: Da lernte ich ein Mädchen kennen, die auch auf dem Wege nach Westen unterwegs war. Und wir beide gingen einige Zeit und entdeckten einen großen Lastwagen. Der Chauffeur, oder der Fahrer dieses Lastwagens war im Gras nebenan. Er hatte eine Rauchgasvergiftung erlitten, wie sich später

---

[2] Am 8. Mai 1945 unterzeichnete Generalfeldmarschall Keitel die Kapitulationsurkunde in Berlin-Karlshorst und um 23.01 Uhr wurden die Kämpfe an allen Fronten eingestellt.

[3] Besser bekannt unter dem Namen „Tappenkarseehütte".

[4] Dieser Bahnhof befindet sich in Schwarzach im Pongau; der Ort liegt im Salzachtal.

herausstellte, denn der Wagen war weder durch Benzin noch durch Diesel betrieben, sondern durch Holzgas. Und der forderte uns auf, mit ihm weiterzufahren, aber ich sagte, nur unter der Bedingung, dass *ich* fahre. Denn er war noch sichtlich taumelig von seiner Holzgasvergiftung. Er hatte diesen Wagen in einer Garage zu früh in Betrieb gesetzt und dadurch Holzgas eingeatmet. Und dann fuhren wir zu dritt, das Mädchen, ich und der Mann, es war ein Deutscher, bis Kufstein. In Kufstein übergaben wir ihm sein Fahrzeug und zogen weiter zu Fuß nach Thiersee, das ist ja nicht weit. Den Weg bin ich oft gegangen in meiner Arbeitsdienstzeit und kannte ihn daher.

Sohn – Und das Mädchen ist mit dir nach Thiersee?

Vater – Ist mit mir nach Thiersee. Die ist dann untergekommen beim Juffinger, und ich ging ja zum Hiasnwirt, wo ich teils freudig empfangen wurde, von der Resi zum Beispiel, aber zuerst nicht arbeiten wollte, aber dann einsah, dass es besser war. Ich war dort arbeitsmäßig tätig, denn es kam noch auf mich zu, dass eines Tages ein amerikanisches Entlassungslager für Wehrmachtsangehörige in Wörgl eingerichtet war. Und da musste ich hin, nach Wörgl, um den Entlassungsschein zu bekommen. Da wurde ich nochmals untersucht, ob ich ein SS-Brandmal auf der Haut hatte.

Sohn – Eine Tätowierung, meinst du?

Vater – Eine Tätowierung, ja. Da gab es sicher viele kleine Erlebnisse oder gäbe es kleine Anekdoten, aber die fallen mir im Moment nicht ein. Schließlich und endlich konnte ich nach Hause fahren, also nach Bregenz, wobei ich auch noch das Glück hatte, ungeschoren durch die französische Zone in Vorarlberg zu kommen. Denn da ist es manchem Russlandheimkehrer passiert, dass die Franzosen solche Russlandheimkehrer einfach nicht durchließen und sie den Russen auslieferten, und die noch in russische Gefangenschaft kamen. Ich kam dann nach Hause, galt, der langen Rede kurzer Sinn, als nationalsozialistisch Minderbelasteter, ich hab damals natürlich nicht gewusst, dass Dokumente irgendwo vorlagen, aus denen entnommen werden konnte, dass ich zur Partei ging. Ich hab es ja selbst vergessen gehabt. Und erst als ich dann zu Hause war, eröffnete ich Papa und Hedi meinen Wunsch, in die Handelsakademie gehen zu dürfen. Dies wurde mir ermöglicht, obwohl mein Papa immer gern gesehen hätte, dass ich irgendeinen Beruf ergreife und Geld verdiene. Aber ich setzte es durch und war dann in der Handelsakademie, zwei Jahre mit Erfolg, mit Maturazeugnis erfolgreich. Da ist mein erster Wunsch eigentlich in Erfüllung gegangen, ein Maturazeugnis in den Händen zu haben. Wir waren ja etwa 50 Maturanten, zwei Klassen, mit denen ich natürlich heute noch in Verbindung bin, mit dem Rest, der überlebt hat, bis heute, und jetzt bin ich der älteste von allen.

Sohn – Wie alt warst du damals?

Vater – Damals war ich, ich hab 47 maturiert, da muss ich 28 gewesen sein. Wir waren, glaube ich, sechs oder sieben Leute, die weiterstudieren wollten. Mich kostete es einen gewissen Kampf, beim Papa den Wunsch zu äußern, weil er glaubte, mit der Matura ist es genug. Da werde ich

bestimmt einen Kanzleiposten oder irgendetwas bekommen und endlich Geld verdienen. Aber schließlich setzte ich es durch, wobei mir natürlich immer meine Schwester zur Seite stand. Ich zog nach Wien, ging auf die „Welthandel“[5], durfte aber kein zweites Semester mehr studieren, weil ich Minderbelasteter war. Und nur durch Fürsprache der Tilde Hagen, die eine Genehmigung beim Dr. Kolb, dem damaligen, ich glaube er war Unterrichtsminister[6], erwirkte, konnte ich weiterstudieren. Aber ich zog dann nach Innsbruck, wo drei meiner Mitschüler an der Uni waren und es ihnen recht gut ging. Ich musste in Innsbruck nicht einmal ein Formular, das Aufschluss gab über meine Vergangenheit, ausfüllen. Und so habe ich eben in Innsbruck studiert, allerdings auch mit einigen Fiaskos dabei, denn ich war der ersten Prüfung, der Diplom-Volkswirte-Prüfung nicht gewachsen und strauchelte. Ich machte dann eine Diplomarbeit über *Die wirtschaftliche Bedeutung des Bodensees für Österreich*, die wurde approbiert, und – der langen Rede kurzer Sinn ist der, dass ich 1951 promovierte, und zwar mit einer Arbeit über *Das Bewertungsproblem in der modernen Aktien-, Handels- und Steuerbilanz*[7]. Ich hab heute nicht die geringste Ahnung mehr davon. Und dann kam wieder einmal ein Dämpfer über mich. Mein Vater war, nach zwei Monaten Arbeitslosigkeit meinerseits, es war einfach nirgends etwas Geeignetes zu kriegen, sehr ungehalten und sprach nicht mehr mit mir. Bis ich dann eines Tages auf ein Inserat der Firma Shell antwortete und Erfolg hatte. Somit kam ich 1952 zur Firma Shell, allerdings weder nach Vorarlberg noch nach Wien, sondern nach Graz. In Graz begann dann meine Tätigkeit im Außendienst. Damals hat die Shell noch mehrere Akademiker in den Außendienst geschickt. Jahre darauf kamen dafür dann nicht mehr Akademiker in Frage. 1954 kam dann die Berufung der Shell nach Wien und es begann schon der neuere Lebensabschnitt für mich. Meine Frau lernte ich noch in Graz kennen, wir haben dann 55 geheiratet. Ich war in der Abteilung Public Relation, die mir absolut nicht auf den Leib geschneidert war, weil meine Englisch-Kenntnisse gleich null waren. Die diesbezügliche Phantasie, wie man die Abteilung ausbauen könnte, fehlte mir. Ich kam dann wieder in den Außendienst, auf mein Verlangen, immer wieder getrieben von dem Wunsch, ein Auto zu haben. 1952-53 hatte ich ja ein Auto, in Graz. Und nur dadurch, dass ich wieder in den Außendienst kam, bekam ich ein Auto. Bei der Shell verblieb ich bis zum Jahre 1959, und da betrieb ich meine Entlassung. Ich hatte mir, eigentlich etwas übertrieben optimistisch, die Hoffnung gemacht, dass ich als Leiter der Außenstelle Vorarlberg vorgesehen wäre. Und daraus konnte in absehbarer Zeit nichts werden. Ich wäre aber auch nicht fähig gewesen. Das sehe ich

[5] Die Wirtschaftsuniversität Wien hieß von 1919 bis 1975 „Hochschule für Welthandel“.
[6] Dr. Ernst Kolb war vom 23.01.1952 bis zum 31.10.1954 Bundesminister für Unterricht. Unmittelbar davor war er Minister für Handel und Wiederaufbau (vgl. Fußnote 1).
[7] *Das Bewertungsproblem in der modernen Aktien- Handels- und Steuerbilanz: ein Vergleich zwischen den Werttheorien und den Bewertungsvorschriften des Handels- und Steuerrechts*, verfügbar in der ÖNB, Signatur: 816503-C.

heute mit wesentlich nüchterneren Augen. Wir trennten uns im Einvernehmen, die Shell und ich, ich wurde nicht gekündigt oder entlassen, sondern wir trennten uns einvernehmlich und ich hoffte, bei der Firma BP unterzukommen, da waren schon Gespräche, aber da gab es ein Gentlemen´s-Agreement zwischen den großen Mineralölfirmen, dass keiner zur anderen übertreten konnte. Da musste ich eine Interimsbeschäftigung annehmen. Da kam ich zum Mineralölhändler Nußbaum. Da war ich, bis er in Konkurs ging. Und dann war ich ein Jahr in Tirol bei der Firma Flücken, das war eine ARAL-Vertriebsgesellschaft. Und von der Firma Flücken weg begann meine eigentliche Glückssträhne, denn als mein Schwiegervater starb[8], fuhr ich zum Begräbnis nach Wien –

Sohn – Schwiegervater?

Vater – Trautes Stiefvater, der Herr Lenk. Und Freund Franzi fragte mich, ob ich Interesse hätte, in die ÖMV zu kommen. Ich sagte: *Ja*. Und kurz darauf bekam ich ein Telegramm zur Vorstellung bei der ÖMV. Da machte mir die Firma Flücken noch Schwierigkeiten –

Sohn – Das ist der Franz Reiser.

Vater – Der Franz Reiser.

Sohn – Wie hast du den kennengelernt?

Vater – Bei der Shell. Seine spätere Frau Minki war in der Abteilung Public Relations Mitarbeiterin und das ergab damals eine ewige Freundschaft zwischen Reisers, ja, da waren die beiden noch nicht verheiratet, Franz Reiser und Hermine Bruckner, die haben geheiratet, waren in Guntramsdorf zuhause, wir waren viel in Guntramsdorf, wir haben die Eltern kennengelernt, von der Minki. Ich hab damals die Möglichkeit gehabt, dem Franzi meinen Morris zum Kauf zu vermitteln. Ich hatte einen grünen Morris - ah, das war vorher schon, weil am Schluss hatte ich einen hellblauen. Aber das ist ein Zeichen dafür, dass ich mit der Firma im besten Einvernehmen auseinanderging, weil ich bis zum letzten Tag praktisch, bis zum Ende meines Dienstverhältnisses, meinen Wagen behalten konnte. Das gibt es ja sonst nirgends. Als ich den Wagen abliefern wollte, hat man mir gesagt: *Fahren Sie noch, wir haben noch niemand Neuen*. Und wir sind damals mit dem Wagen nach Rabenstein auch gefahren, das erinnere ich mich gut. Da war die Karina schon auf der Welt, ja. Freundschaften mit dem Hönigsberger und anderen Leuten gehen in die Zeit zurück. Aber das könnte ich viel besser anhand von Fotos, die ich hab, wieder verarbeiten. Und die restliche Geschichte, meinen Werdegang bei der ÖMV, verdanke ich im Wesentlichen dem Franzi und seiner Schutzpatronin, das war die Margarethe Ottillinger[9], die

[8] Maria Lenk (*07.03.1893; †23.09.1979), geborene Bernard, war dreimal verheiratet. Ihr dritter Ehemann (Vorname nicht eruierbar) starb 1963.
[9] Margarethe Ottillinger (1919-1992) wurde 1948 bei der Ennsbrücke von den Sowjets verhaftet, wegen „Spionage" zu 25 Jahren Haft verurteilt, verbrachte sieben Jahre in sowjetischen Gefängnissen, wurde 1955 schwerkrank aus der Haft entlassen, 1956 von der sowjetischen Justiz rehabilitiert und 1994 (posthum) auf Basis des russischen „Gesetzes zur Rehabilitierung von Opfern politischer

ganz auf Franzi eingestellt war. Er war Betriebsrat, schwarzer Betriebsrat. Ich musste bei der ÖMV auch dem ÖAAB[10] beitreten. - Aber anhand von Fotos könnte ich viel mehr Details erläutern.

Sohn – Ja sollen wir Fotos dazunehmen?

Vater – Ja. Ich möchte beim nächsten Mal Fotos zu Hilfe nehmen …

Sohn – Okay.

Vater - … und somit lieber zum Alltag zurückkehren, denn ich habe vor, Heizöl zu bestellen, damit wir nicht eines Tages im Kalten sitzen.

Sohn – Dann lassen wir es für heute gut sein.

Vater – Ja. Ich würde auch bitten.

VIERTER TEIL

Vater - Es gib viele Bilder aus meiner Kindheit, die bezeugen, dass wir eine glückliche Kindheit hatten. Das zeigen Bilder mit unserer Mutter, das zeigen Bilder, die frühesten Bilder, mit Frau Sauerwein, mit der Mutter von der Frieda, das zeigen auch Bilder (… blättert …) davon, wie groß unser Grundstück einmal war. Man sah auf die Berge. Man sah uns am ersten Schultag. Immer mehr Bilder vom Papa. Ums Haus herum, ums alte, nicht umgebaute Haus herum war viel Harmonie zu sehen. Dann tauchte für mich die Kriegsteilnahme auf (… blättert …), die Heimkehr, die Arbeit am Grundstück, Bilder nach dem Ableben der Mama, im Kreise verschiedener Freunde, der zwei Kusinen Adelheid und Agnes[11], der Mala[12], der Frau Eberle, Bilder vom See, Bilder von unseren Freunden, von Hedwigs Freundinnen (… blättert …), wie gesagt, eine Riesenpalette. Aufnahmen gibt´s da, (… blättert …), die alle mehr oder weniger zeigen, dass wir, meine Schwester und ich, in wohlbehüteten und nicht schlecht situierten Verhältnissen aufwuchsen. Mama hat Zither gespielt, ich habe mich mit der Geige produziert –

Sohn – Habt ihr da gemeinsam musiziert auch?

Vater – Der Papa und ich haben gemeinsam musiziert, aber er war eigentlich nicht der richtige Lehrer für mich.

Sohn – Warum das?

Vater – Das kommt daher, dass er auch kein echtes Studium hatte. Er hat nur gelegentlich, wie er selber erzählt hat, beim einstigen Militärkapellmeister Jaksch, glaube ich, hieß der, Stunden

---

Repressionen" von allen ihr zur Last gelegten Vorwürfen endgültig freigesprochen. Von 1956 bis 1982 war sie im Vorstand der ÖMV.

[10] Alle Mitglieder des Österreichischen Arbeitnehmerinnen- und Arbeitnehmerbundes ÖAAB (früher: Österreichischer Arbeiter- und Angestelltenbund) sind zugleich Mitglieder der ÖVP.

[11] Adelheid und Agnes Madlener.

[12] Amalie Sahler.

genommen, aber man vermisste bei ihm natürlich und leider jede akademische Ausbildung. Das wirkte sich auf mich aus. Es ist mir nie gelungen, die echte, für spätere Vorhaben zielführende Haltung der Geige, den Bogenstrich und das Vibrato zu erlernen und ich hab dann erst später, nachdem ich mit Josef Vitek bekannt und befreundet wurde, vieles nachholen können, aber natürlich nicht alles. (… blättert …) Wenn man in diesen Fotos aus der Jugendzeit nachblättert, da sieht man die Hedwig und ihre damalige Freundin Trude Rupp, heute eine große Frau, Kommerzialrat und Käsefabrikbesitzerin, die ihre Beziehung zum Feldweg 11, naturgemäß, kann man sagen, verloren hat.

Sohn – Haben die hier gegenüber gewohnt, die Rupps?

Vater – Gegenüber. Die Rupp-Villa war vis-a-vis. Ich erinnere mich noch, wie sie war, wie das Haus gebaut wurde und so weiter, und ich erinnere mich auch, dass ich einige Monate lang Angestellter beim Baumeister Rupp war und in der Heeresstandortverwaltung in Bludenz Schreibdienst machte. – Wenn man die Fotos von einst ansieht (… blättert …), es tauchen dann bald die Fotos meiner Ehe auf, mit dem Sprössling Karina (… blättert …), die Familie in der Südstadt, mit Omi, also die Mutter meiner Frau, meine Mutter hat ja die Enkelfreuden nie erlebt (… blättert …)

Sohn – Wie hast du dich verstanden mit der Mutter von der Mama?

Vater – Das war so eine Art Hassliebe.

Sohn – Hassliebe?

Vater – Ja. Ich meine, in gewisser Hinsicht habe ich mich verstanden mit ihr, in anderer weniger. Sie war natürlich alles eher als eine Schwiegermutter, die mir gut gesinnt war, denn sie kritisierte dauernd: *Warum muss meine Tochter nach Bregenz eines Tages?* Das war ihr zu weit entfernt. Und es tut mir heute noch leid, dass es mir nie gelungen ist, die Omi nach Bregenz zu einem Urlaub zu bringen. Aber in erster Linie deshalb, weil die Omi ein Anhängsel hatte, ihre treue Frau Dolar[13]. - Es gibt Fotos meiner ersten Berufsjahre, als ich von Bregenz nach Graz kam, dann vom Besuch von Papa und Hedi, mit zahlreichen Ausflügen mit dem Auto. Das sind doch tolle Bilder.

Sohn – Also die Omi war nie in Bregenz.

Vater – War leider nie in Bregenz, weil: Es wäre ein relativ beschwerlicher Transport geworden, Omi und Frau Dolar - wo die beiden unterbringen? - denn sie waren nicht leicht bei Verwandten oder gut Bekannten einzulogieren, weil sie gewisse Eigenarten hatten, die in Vorarlberg nicht sehr goutiert wurden.

Sohn – Zum Beispiel?

[13] Hermine Dolar.

Vater – Sparsamkeit mit Wasser und alles, was damit zusammenhängt. Es tut mir heute sehr leid, denn es wäre nachher auch für die Traute leichter gewesen, sich in Bregenz einzugewöhnen, wenn vorher die Omi ihren wahrscheinlich positiven Senf dazugegeben hätte.

Sohn – Aber solange die Omi gelebt hat, waren wir doch in der Südstadt.

Vater – Ja, aber bei zahlreichen Besuchen. Und schließlich hat die Omi noch gelebt, als wir schon in Bregenz wohnten.

Sohn – Glaube ich nicht. Die Omi ist gestorben, da war ich noch Jugendlicher. Da waren wir noch in der Südstadt. Das Jahr weiß ich jetzt nicht, aber da war ich so 15, 16.

Vater – Also da bringe ich momentan die Zeiten durcheinander, aber es wäre auch möglich gewesen, der Omi Bregenz einmal vorzustellen, nahezubringen, anlässlich unserer diversen Besuche. Denn an sich hätte sie Bregenz mit dem Bodensee sicher positiv aufgenommen. Denn sie war ja für solche Gegenden empfänglich. Aber es war natürlich unmöglich, sie gemeinsam mit Frau Dolar nach Bregenz zu verfrachten. Ich habe manchmal dran gedacht, sie bei Schurtis unterzubringen, aber den Gedanken musste ich, schon wegen Frau Dolar, die ein eigener Typ war, wieder fallen lassen. – Ich meine, wenn man Bilder aus unserer Jugendzeit betrachtet, sieht man, dass wir eine sehr harmonische Familie und auch Bekanntschaft, Verwandtschaft waren (… blättert …). Es ist natürlich bedauerlich, dass ich bei allen Erinnerungen immer auf meine Schwester stoße, bedauerlich deswegen, weil aus nicht ganz erklärbaren Gründen meine Holde einen derartigen Hass gegen meine Schwester entwickelt hat, der durch nichts gutzumachen ist (… blättert …). Schon wenn sie Fotos oder Aufnahmen sieht von uns, dann merkt man die Ablehnung. Jetzt gibt es natürlich zahlreiche Bilder, Vergangenheitsdokumente – und hier ist ein Bild des alten Hauses, das natürlich nach heutigen, aber auch schon seit vielen Jahren gültigen Ansichten abgerissen werden müsste. Der Schuppen, Schopf genannt, und das Dach, alles war schon sehr baufällig, und mein Bestreben war es, aber auch meine Verpflichtung, das, was mir meine Eltern hinterlassen haben, zu bewahren, und deshalb hab ich auch meine Anstrengungen – sprich: Geld – hineingesteckt in einen Umbau, der, wie man sagt, durchaus gelungen ist und in dem nicht, wie böse Zungen behaupten, der gesamte Verzicht der Familie zugunsten dieses Umbaus drinsteckt.

Sohn – Wie ist es dazu gekommen, dass der Egyed[14] der Architekt wurde?

Vater – Der Egyed war in der Firma Architekt einer Tankstelle. Daraus entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis zu ihm. Dann, zu gleicher Zeit, plante man in Bregenz ein Elan-Center zu errichten, das ein Riesengebäude hätte werden sollen, durchgeplant war bis ins Letzte, aber schließlich nicht gebaut wurde, aus politischen Gründen, weil halt die rote Seite diesem Bau der schwarzen Seite die Genehmigung versagte. In Bregenz war Herr Miltner als verlängerter Arm des Architekten Egyed tätig. Eines Tages hatte er keine Tätigkeit mehr und wurde deshalb zum

[14] Zoltan (und Agnes) Egyed.

Umbau des Feldwegs herangezogen. Unser Umbau ist in Gedanken und am Reißbreit beim Ingenieur Miltner entstanden und der Chef von ihm, also Architekt Egyed hat das so gemanagt, dass er diesen Umbau als Bauleiter vornimmt. Wenn wir das Projekt nicht gehabt hätten, das Elan-Center in Bregenz, welches schließlich ad acta gelegt werden musste, dann weiß ich auch nicht, ob es zu einer Planung und einem Umbau des Hauses im Feldweg gekommen wäre.

Sohn – Wo hast du die Fotoalben aufbewahrt?

Vater – Diese Fotoalben sind von der Hedwig. Das sind alles Hedwigs Fotoalben, weil sie mehr oder weniger chronologisch das Geschehen erfasst hat. Diese Fotos sind eigentlich der beste Rückblick und Überblick über unsere Jahre in Bregenz, aber spielen auch noch in die Südstadt hinein und geben Aufschluss über zahlreiche Begegnungen mit unseren Freunden, über Reisen. Es sind Erinnerungen von unserer Kusine Herta[15] in Bludenz, von allen unseren Freunden und Bekannten, die jemals eine Beziehung zu Bregenz hatten. Bilder vom See, von unserem ersten Boot, Besuche mit den diversen Autos, die ich hatte, Familienbilder, Sommer wie Winter, und schließlich vom umgebauten Haus, das nicht mehr vermuten lässt, ein abbruchreifes Gebäude, eine Keusche[16] gewesen zu sein.

Sohn – Eine Keusche?

Vater – Eine Keusche. Keusche ist ein innerösterreichischer Ausdruck für ein ländliches, primitives Haus, in dem man keine Zentralheizung oder auch keine besonderen sanitären Anlangen vermutet. – Es kommen Bilder von Obdach vor, von überall, in diesen Alben. Ich muss festhalten, dass ich nichts vom heutigen Standard erreicht hätte ohne Hilfe von Papa und Schwester, denn die ermöglichten mir das Studium. Und das war auch der kritisierte Grund, dass ich, als ich bei der Shell war, noch monatlich etwas Geld nach Bregenz schickte, bis eines Tages mein Vater sagte: *Du musst uns kein Geld mehr schicken*. Er hatte mit seiner Pension das Auslangen.

Sohn – In welchem Alter ist er in Pension gegangen?

Vater – Mit 70 Jahren.

Sohn – Das heißt, bis 70 hat er bei Maggi gearbeitet?

Vater – Ja.

Sohn – War das das normale Pensionsantrittsalter?

Vater – Nein. In Pension ist man ja mit 65 schon gegangen.

Sohn – Aber?

Vater – Aber er ist halt geblieben. Das heißt, er *konnte* bleiben. Wenn die gesetzlichen Verhältnisse anders sind, so wie zum Beispiel heute oder zur Zeit meiner Pensionierung - mich hat

[15] Herta (und Emil) Matthies.

[16] Laut Wikipedia steht „Keusche" für ein kleines Bauernhaus oder Kleinhaus ohne Grundstück für Taglöhner in Österreich.

man mit 60 Jahren gegangen, in Pension gegangen. Ich hab dafür eine andere Aktivität begonnen, meine Nordlandreisen. Und habe, ich weiß jetzt nicht mehr, wie viele, aber sicher sieben, acht Nordlandreisen organisiert und gemacht.

Sohn – Hast du da auch fotografiert?

Vater – Bei den Nordlandreisen? Da gibt es sehr viele Bilder, sehr viele Dias, überhaupt viele Andenken, von Norwegen, Schweden, Finnland, England, Schottland, Irland, Island, und dass ich natürlich nur nordische Länder bevorzugt habe, das lag in den Genen, könnte man sagen. Mich hat der Süden und alles andere wenig interessiert. Ich hab dann auch eine Russlandreise mitgemacht –

Sohn – Aber nicht organisiert.

Vater – Nein, nur teilgenommen. Aber um meine Erinnerungsbilder abzurunden - denn ich war ja nicht in Moskau drin, ich hab außer den schon genannten Orten Nikopol[17] und so weiter eigentlich von Russland nicht viel kennengelernt – bin ich durch meine Reise an den Baikalsee gekommen, nach Bratsk, nach Irkutsk und hab dann diese Länder, die heute so umstritten und umkämpft sind, Tadschikistan, Usbekistan, es fällt mir jetzt nicht die Reihenfolge ein, besucht. Also ich war in Taschkent, ich war in muslimischen Gegenden mit Koranschulen, mit Moscheen. Das hat mich sehr befriedigt. Ja.

Sohn – Was war das Interessante daran?

Vater – Es war nicht nur das Interessante daran festzustellen, dass Russland immer Russland bleibt, also nie westliche Qualitäten aufweisen wird, sowohl vom Lebensstandard als auch vom Äußeren her gesehen. Es haben mich die russischen „Eroberungen“ - unter Anführungszeichen - sehr interessiert, also die Moscheen und alles. Es hat mich Sibirien interessiert – nach Sibirien bin ich, Gott sei Dank, nie gekommen.

Sohn – Wo warst du da, in Sibirien?

Vater – In Irkutsk, in Bratsk und am Baikalsee.

Sohn – Baikalsee ist Sibirien?[18]

Vater – Das ist schon weit in Sibirien. Wenn man da noch ein paar Tage fährt, mit der Transsibirischen Eisenbahn - wir sind nur mit dem Flugzeug dahin gekommen - dann wäre man auch nach Wladiwostok gekommen, aber Irkutsk in der Mitte von Sibirien und der Baikalsee überhaupt sind schon eine Reise wert. – So. Lassen wir es gut sein für heute.

[17] Nikopol liegt in der heutigen Ukraine.
[18] Der Baikalsee befindet sich in den Südsibirischen Gebirgen.